

net. Obwohl einzelne der in dem hier angezeigten Buch versammelten „Jahrtausendworte“ zuvor in der Rubrik „Jahrtausend-Texte“ der Zeitschrift „Antike Welt“ (Zabern) zitiert wurden, handelt es sich hier jedoch keineswegs etwa „nur“ um eine Sammlung der dort bereits ausführlich interpretierten und kommentierten Texte, sondern um eine ganz neue Sammlung; es gibt also, soweit ich sehe, keine Dubletten.

Das Buch gliedert sich in zwölf thematisch bestimmte Kapitel: 1. Selbsterkenntnis, Gotteserkenntnis; 2. Aufstieg und Sturz; 3. Staat und Gesetz; 4. Zwischen Reich und Arm: die Mitte; 5. Global Village; 6. Freund und Feind; 7. Der Mensch selbst; 8. Alternatives Leben; 9. Jugend und Alter; 10. Zeit des Lebens, Zeit zu leben; 11. Natur und Technik; 12. Bildung und Wissenschaft. Am Schluss des Buches finden sich eine alphabetische Liste der „Lebensdaten der zitierten Autoren“ (183-186), die Stellnachweise (nach Kapiteln gegliedert) und ein alphabetisches Register der Autorennamen und Stichworte (195-199).

Auf diese Weise ist ein schönes Lesebuch entstanden, das dem Fachmann wie dem Nicht-Fachmann antikes Gedankengut unterhaltsam (*si hoc fas est dictu*) darbietet. KLAUS WESTPHALEN zählt das Buch zu den begrüßenswerten „Bemühungen, jene ‚großen Gegenstände‘ des Altertums, die auf Europa einen beachtlichen Einfluss gewonnen haben, explizit in den Vordergrund zu stellen, sie also als Bildungsgüter zu retten“, und zählt es zu den „besonders positiven Produktionen dieser Art“ (vgl. FC 4/2011, S. 334).

Bartels selbst bezeichnet die „gute Hundertschaft“ seiner Jahrtausendworte als „eine durchaus persönliche Auswahl“ (8). Sie sollen dazu einladen, „im weiten Raum des geistigen Internet, wo schon seit längster Zeit ein Click ‚tausend Verbindungen schlägt‘, in die Kreuz und Quere bald die Antike aus der Perspektive der Gegenwart, bald die Gegenwart aus der Perspektive der Antike zu betrachten und zu befragen.“ (8)

Der kundige Leser wird unter den Anekdoten und Bonmots (Apophthegmata) natürlich manches Bekannte wiederfinden, denn der überlieferte Literaturschatz der Antike ist im Laufe der Jahrhunderte tausendmal von Philologen und Pädagogen unter dem Gesichtspunkt durchgesehen worden,

was sich daraus für die jeweilige Jugend eignet. So dürfte dieses Buch, zumal es durch die Stellenangaben und das Register gut erschlossen ist, auch den heutigen Lehrerinnen und Lehrern und den Autoren der Lehrwerke manche Anregung für die inhaltliche Gestaltung und Bereicherung des Unterrichts bieten.

ANDREAS FRITSCH

*Bernard Andreae: Antike Bildmosaiken. Darmstadt/Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2012. EUR 49,99 (ISBN 978-3-8053-4470-8).*

Der Verfasser des zu rezensierenden Buches war Professor für Klassische Archäologie in Bochum und Marburg und bis 1995 Direktor der Abteilung Rom des Deutschen Archäologischen Instituts. Wissenschaftlich ausgewiesen hat er sich vor allem durch seine Habilitationsschrift: Studien zur römischen Grabkunst (Heidelberg 1963), später aber auch durch zahlreiche Monographien und Aufsätze. Sein wissenschaftliches Wirken wurde durch Aufnahme in verschiedene Akademien anerkannt. Das Buch „Antike Bildmosaiken“ ist 2003 zum ersten Mal publiziert worden und erfuhr nun eine veränderte Neuauflage.

In der Einleitung erläutert BERNARD ANDREAE (A.) Begriff und Technik der antiken Bildmosaiken (11-18), beschreibt danach die „Kieselmosaiken als Vorläufer der antiken Bildmosaiken“ (19-27), um im dritten Kapitel ausgewählte Bildmosaiken aus Alexandria, Pergamon und Delos vorzustellen (27-62). Ein eigenes Kapitel widmet A. dem Alexandermosaik (63-78). Ab dem fünften Kapitel orientiert sich der Verfasser an einer thematisch-motivischen Einteilung seines Buches; Kapitel 5: Nillandschaften (79-126), Kapitel 6: Fische (127-160), Kapitel 7: Vögel vieler Arten (161-184), Kapitel 8: Raubkatzen und Hauskatzen (185-218), Kapitel 9: Bühnenleben (219-246), Kapitel 10: Menschenleben (247-266), Kapitel 11: Mythenbilder (267-280), Kapitel 12: Das Kentaurenmosaik in Berlin und die anderen Emblemata aus dem Triklinium der Villa Hadriana (281-294), Kapitel 13: Emblemata im Paviment: Der Mosaikfußboden von Baccano (295-308) und Kapitel 14: Schlussbetrachtung (309-310). Daran schließen sich Dankesworte (311), Anmerkungen (312-314), eine Bibliographie (315-317), Standorte (318-319) und der Abbildungsnachweis an (320).

Im gesamten Buch erfährt der Leser interessante Details über das Thema Bildmosaik. So erklärt A. bereits in der Einleitung, dass die Bildmosaik wegen der Angewohnheit der Griechen und Römer entstanden, auf Betten zu speisen. Für das offene Karree im Triklinium wollte man gern ein Bild sehen; dazu eigneten sich insbesondere Steinmaterialien. „Seit frühgriechischer Zeit verwendete man für Pavimente unter anderem auch Kieselsteine, die dicht an dicht in den gestampften Lehm oder andere Formen des Estrichs eingefügt wurden, aber zunächst keinen Bildcharakter hatten“ (11). In der Fachwelt gilt als „frühestes durch äußere Anhaltspunkte feinsteinige Mosaik dasjenige in einem Thermenbau des Phthiotischen Theben in Nordgriechenland, das 217 v. Chr. zerstört wurde. Das übrigens nur ornamentale Mosaik muss also früher sein als dieses Datum“ (12). Im weiteren Verlauf erläutert A. umsichtig die Begriffe *Emblema*, *Tesserulae* bzw. *Tessellae* und *Vermiculatum*. Den aus dem griechischen stammenden Begriff *Emblema* (das Eingefügte) definiert A. folgendermaßen: „Ein *Emblema* ist (...) ein Mosaikbild, das in einem aus Stein oder Ton bestehenden flachen, im übrigen meist quadratischen Kasten mit niedrigem Rand von häufig anderthalb Fuß, das heißt rund 44 cm, Seitenlänge aus winzigen, mehr oder weniger würfelförmigen Steinchen gesetzt ist“ (13). Aus der Tatsache, dass die Begriffe zur Hälfte griechisch, zur Hälfte lateinisch sind, kann abgeleitet werden, dass es sich bei den antiken Bildmosaiken um eine hellenistisch-römische Kunstgattung handelt. Des weiteren gibt A. zu bedenken, dass aufgrund der großen Zahl von überlieferten Bildmosaiken jeder Herausgeber in seinem Buch auf eine Auswahl stark verkleinerter Schwarzweißbilder zurückgreifen muss. Gleichwohl enthält der vorliegende Band zahlreiche Farbtafeln, so dass ein guter Einblick in das Sujet möglich ist, auch wenn natürlich der Besuch der Originale empfehlenswert ist. A. hat ungefähr hundert der bedeutendsten Beispiele der Gattung ausgewählt und in den Band aufgenommen.

Als Beispiel soll das Alexandermosaik gewählt werden, weil es als ein überragendes Meisterwerk angesehen wird (L. CURTIUS). Man findet das Mosaik im *Museo Archeologico Nazionale* in Neapel; es stammt aus der sogenannten *Casa*

*del Fauno VI* und umfasst eine Fläche von 3,13 x 5,82 m. Entstanden ist es nach Angabe von A. im späten 2. Jahrhundert v. Chr.. Auf den Seiten 64 und 65 ist das Gesamtbild zu sehen, daneben gibt es neun Ausschnitte aus dem Mosaik, alle in Farbe. A. beschreibt die einzelnen Szenen und erläutert sie kenntnisreich. Es muss ein überwältigender Anblick gewesen sein, als im Oktober 1831 die Ausgräber zum ersten Mal auf dieses Mosaik schauen konnten, und zwar im größten Privathaus Pompejis, das nach einer Statuette „Haus des Faun“ genannt wurde. Leider sind bei einem Erdbeben Teile des Mosaiks zerstört worden. A. zählt „die Komposition zu den großartigsten, die je von einem Künstler entworfen wurden. Sie entwickelt sich aus der Vorstellung von Bewegung und Gegenbewegung. Schon die einzelnen Figuren sind nach diesem Prinzip gestaltet. Oft kommt in ihnen Druck und Gegendruck in einem Augenblick zum Ausgleich.“ (66). A. untersucht aber nicht nur die einzelnen Szenen, sondern prüft auch die Effekte des Lichtes; denn dem Künstler „steht eine überraschende Vielfalt an Farbnuancen bei den Steinchen zur Verfügung, von denen jeder einzelne durch und durch gleich gefärbt ist. Man kann Steinchen mit fast vierzig verschiedenen Schattierungen der Farben Braun, Gelb, Grün und Rot sowie Schwarz, Weiß und Grau finden.“ (72). Besonders meisterlich sind nach Auffassung von A. die Gesichter gelungen. Das Mosaik ist offensichtlich eine überaus exakte Kopie eines großen griechischen Gemäldes, wobei die Fachwelt bisher keine einheitliche Meinung über dieses Vorbild hat. Die Datierung dieses Gemäldes reicht vom Jahr 320 v. Chr. bis in das frühe zweite Jahrhundert. A. hält eine Deutung für wahrscheinlich, nach der SELEUKOS I. NIKATOR (358/357-280 v. Chr.) als Auftraggeber angesehen wird. Er herrschte damals über ein riesiges Gebiet, das nicht nur Persien umfasste, sondern auch asiatische Gebiete, in denen „sich die von Alexander angebahnte Verschmelzung der griechischen mit der iranischen Kultur vollzog.“ (...) In einem zu dieser Zeit gestifteten Gemälde der Alexanderschlacht, in dem er sich selbst als engsten Kampfgefährten des Siegers darstellen ließ, konnte er die soeben gewonnene Schlacht gleichsam als vorweggenommen darstellen und seinen auf das Vorbild Alexanders gegründeten

Machtanspruch vor Augen führen. Er hatte, wie alle Quellen hervorheben, als einziger der späteren Diadochen den Alexanderzug nicht als Reiter, sondern als Fußsoldat (*stratiotes*) mitgemacht.“ (77) Nach A. hätte man mit dieser Hypothese eine in sich schlüssige Gesamtinterpretation gefunden, die alle bisher ungelösten Probleme der Forschung nicht nur berücksichtigen, sondern sogar lösen würde.

Insgesamt sind die Abbildungen von sehr hoher Qualität, dasselbe Niveau haben die Erläuterungen des Autors. Er illustriert die Erfindung der Bildmosaik und zeichnet die einzelnen Phasen der Entwicklung nach. In seiner Schlussbetrachtung betont Andreae, dass das gesamte Material ungleichartig und der Forschungsstand sehr different ist, abhängig jeweils vom Einzelbeispiel (309). Von großem Interesse sei nicht nur das Alexandermosaik, sondern vor allem das Nilmosaik von Palestrina. Viele Fragen zu diesem Mosaik sind noch offen, wie die Durchsicht der Fachliteratur zeigt. Auf den Seiten 108/109 legt A. eine Rekonstruktion des wahrscheinlichen ursprünglichen Zustandes vor, die von der Forschung mit Sicherheit intensiv diskutiert wird.

Wem die Abbildungen in den Lehrwerken nicht ausreichen oder zu klein sind, kann mit großem Gewinn auf dieses Buch zurückgreifen. Mit Hilfe eines Epidiaskops oder eines Visualizers/einer Präsentationskamera lassen sich die Bilder bequem im Unterricht einsetzen. Die Anschaffung dieses Meisterwerks von Bernard Andreae ist sehr zu empfehlen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*François Baratte: Die Römer in Tunesien und Libyen. Nordafrika in römischer Zeit. Darmstadt/Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2012. EUR 29,99 (ISBN 978-3-8053-4459-3).*

Im Vorwort (7) beschreibt F. BARATTE (B.), Professor für Archäologie der Spätantike und des Mittelalters an der Sorbonne (IV) in Paris, in knappen Strichen die historische Entwicklung in Nordafrika seit der Vernichtung der Stadt Karthago im Jahr 146 v. Chr.. Er ist davon überzeugt, dass Roms Wirken in Nordafrika auch Auswirkungen auf das Denken der Moderne hatte. Seiner Meinung nach fühlten sich die Kolonialmächte in Nordafrika im

19. und 20. Jahrhundert in der Tradition Roms. Baratte erinnert auch an die großen Denker dieser Region, allen voran an den Kirchenschriftsteller AUGUSTINUS VON HIPPO.

In der Einleitung liefert B. geographische Details zum Gebiet Nordafrikas, etwa die Länder, die heute in diesem Teil der Welt liegen.

Im folgenden Kapitel „Ein reiches, aber komplexes Erbe“ (10-12) geht B. auf die Zeit nach der Vernichtung Karthagos ein und beschreibt die Entstehung der nun einzigen Provinz *Africa proconsularis*. Dies geschah wohl um 27 v. Chr. unter der Herrschaft des AUGUSTUS. B. erkennt drei Kulturen, die auf Nordafrika Einfluss hatten: das punische Erbe, das numidische Erbe und als dritte Komponente die einheimischen Stämme, die „in der Kaiserzeit noch sehr dynamisch waren“ (12). Spuren solcher Stämme lassen sich noch heute erkennen, beispielsweise in den Schafshegen aus Trockenmauern oder in Inschriften.

Im nächsten Kapitel geht B. auf die natürlichen Bedingungen der Region, ihre Geschichte und Verwaltung ein (13-16). Letztendlich ist nicht nur das Klima für die Landschaftsveränderung verantwortlich, sondern auch der Mensch, etwa durch Abholzung. Danach beschreibt B. die großen Entwicklungsschritte bis in die Zeit DIOCLETIANUS (17-20). Im folgenden Großabschnitt widmet sich B. der urbanen Kultur (22-70), wobei er die unterschiedlichen Quellen prüft (Inschriften, archäologische Quellen), die Städte und ihre Organisation sowie die wichtigsten monumentalen Bauwerke (Theater, Amphitheater, Thermen usw.) beschreibt. Sprachliche Details thematisiert B. in seinem Kapitel „Eine romanisierte Gesellschaft?“ (71-97). Die Frage, ob Nordafrika romanisiert wurde, wird in der Forschung zur Zeit sehr unterschiedlich behandelt. Die Einen lehnen den Begriff Romanisierung bezogen auf Nordafrika völlig ab, die Anderen stellen den Widerstand gegenüber die Romanisierung in den Vordergrund ihrer Forschung. B. konzentriert sich daher auf Fakten, d. h. es gibt Gegenden, „die stark von der römischen Kultur geprägt sind. Rom hat die meisten schriftlichen Zeugnisse und greifbaren, materiellen Spuren hinterlassen.“ (71). Nachweisen lässt sich die Tatsache, dass in der Provinz *Africa proconsularis* überaus viele Inschriften angefertigt wurden, mit